

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 11 1892.

Verloren und gerettet.

Novelle von Ernst Otto Hopp.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5.

Am fünften Reisetage der „Stadt Boston" hatte sich der Nebel etwas gelichtet; dafür war aber ein starker Wind gekommen, der aus Nordwest wehte und einige Stunden hindurch beinahe die Heftigkeit eines Sturmes erreichte. Es war bitterlich kalt geworden; die Herren, die sich noch aufrecht erhalten konnten und auf dem Verdeck erschienen, zogen so viel Röcke an, als sie besaßen, und umhüllten sich dazu noch mit Reisedecken, während die Frauen in den Kajüten saßen und froren. Eine gewisse Niedergeschlagenheit hatte sich der Passagiere bemächtigt. Alle gingen mit sorgenvollen oder doch verdrossenen Mienen einher und theilten einander freigebig mit, was das Herz bedrückte. In den Stunden gemeinsamen Leidens schließt sich der Mensch enger an den Menschen an, man vergißt die kleinen Ausstellungen, die man sonst an den einzelnen Persönlichkeiten zu machen hat, und sucht Trost in eifriger Unterhaltung.

Auch für den, der nicht seekrank wird, sind die Sturmtage auf dem Ocean durchaus nicht interessant. Man darf das Verdeck nur unter Vorsichtsmaßregeln, etwa an einen Strick gebunden, betreten und muß in den Kajüten unangenehme Luft einathmen, eine von Speisegerüchen durchsetzte Atmosphäre, die Nachts, da die Fensterchen des Seeganges wegen nicht geöffnet werden können, zuweilen so schrecklich wird, daß man ersticken zu müssen vermeint. Die Herstellung einer genügenden Ventilation ist bis jetzt noch nirgends gelungen. Der Genuß warmer Speisen ist einigermaßen schwierig geworden; die Suppe rutscht vom Teller, das Beefsteak in die Busenfalte der Kleidung, die Puddingsauce erfreut den Nachbar mit rother Dekoration, und Nachts bewegt sich alles nicht besonders gediegen Befestigte taktmäßig abwechselnd nach links und rechts. Die Thüren der Kojen öffnen sich nicht selten bei der Schaukelbewegung, Stiefel, Koffer und alle möglichen Gegenstände wandern unter dem Einfluß derselben fort, und das persönliche Eigenthum verschwindet ohne Diebstahl.



Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexiko. (S. 83)

Das sind so kleine Belästigungen; verschmerzen muß man auch die blauen Flecke und Beulen, die man beim Zusammenstoß mit den Schiffsmöbeln empfängt, und in der Nacht verhindert die Wellenbewegung den Schlaf. Bald steigt das Haupt, bald steigen die Füße des Schläfers nach oben. Um diesen kleinen Menschenjammer kümmert sich natürlich der äußerst gefühllose Ocean nicht im Geringsten.

Die Frage: „Ist denn Gefahr vorhanden?" die der große amerikanische „Oberst" bereits im Nebel gethan hatte, ward auch in diesen Sturmstunden oft genug aufgeworfen, aber die Offiziere wurden es müde, darüber Aufklärungen zu geben, da kein besonderer Grund vorlag. Eine gewöhnliche Herbstfahrt mit ihren Unbequemlichkeiten!

Der Nachmittag und der Abend verliefen ohne bemerkenswerthe Ereignisse. Hoffberg und der Missionar hatten sich in Decken gewickelt und sich auf das Verdeck hinaus gewagt; sie hatten sich fest gegen die Thür des Salons gestemmt, um bei dem lebhaften Schwanken des Schiffes nicht gegen die Brüstung geschleudert zu werden. Es war etwa gegen zehn Uhr Abends und sehr dunkel.

„Es ist ein grausiger, und doch wieder ein herrlicher Anblick, dieses sturm-

gepeitschte Meer," sagte der Kaufmann. „Hören Sie nur, wie es pfeift und ächzt! Wie die Kämme der Wogen in bläulich-weißem Gischt aufschäumen! Sehen Sie, wie sie regimenterweise anmarschirt kommen in unabsehbaren Reihen, kaum glaubt man die höchste Welle entdeckt zu haben, so naht ein noch riesigerer Schwall! Und das Schiff tanzt wie eine Nußschale von Höhe zu Tiefe, vom Berggipfel zum Abgrund, der sich gähnend öffnet, als wollte er es gar verschlingen!"

„Das Meer im Sturm, die Wüste und die höchsten Berge der Erde," bemerkte der Missionar, „das sind die drei großartigsten Naturansichten, die ich genossen habe. Es war mir vergönnt, ein Theilchen der großen Gobi-Einöde zu durchwandern, auch sah ich von fern den Gaurisankar schimmern, die höchste Bergspitze, die wir kennen. Gegen die Giganten des Himalaya sind die europäischen Alpen wie kleine Kinder im Vergleich zu großen Menschen. Jetzt denken Sie einmal beim Anblick dieses Chaos, das vor uns brandet und sich aufbäumt, an einen friedlichen Sommerabend in der deutschen Heimath, wo die Bäche murmeln und singen, das Getreide im sanften Winde leise wogt, und die Wiesen duften; ein Glockenklang zittert melodisch durch das Thal — welche Gegensätze!"

„Um den heutigen Abend in dieser Gegend schön zu finden," sagte Hoffberg zusammenschauernd, „muß man eigentlich ein Walfisch sein. Wie klein ist doch das Menschenleben —"

Er schwieg plötzlich.

Beide Männer klammerten sich unwillkürlich fest aneinander an und riefen entsetzt gleichzeitig: „Ein Schiff! Ein Schiff!"

Schon hatte es aber auch der Kapitän bemerkt. So laut er konnte, schrie er ein Kommandowort nach dem andern.

Es war zu spät.

Aus dem Dunkel der Nacht war eine gewaltige Masse, die schwarz und unheimlich erschien, aufgetaucht, und fuhr direkt auf die Steuerbordseite der „Stadt Boston" los. Eine kleine Abschwächung erlitt der Stoß durch die bereits ein wenig veränderte Richtung, die das Schiff eingeschlagen hatte; immerhin trafen die beiden Fahrzeuge mit entsetzlicher Wucht zusammen. Die „Stadt Boston" wurde bis in ihre letzte Planke hinein erschüttert und zitterte so gewaltig, als ob ihr letztes Stündlein bereits geschlagen habe, sie legte sich ein wenig auf die Seite, richtete sich aber nach einer Weile wieder auf.

Die meisten Lampen erloschen und stürzten klirrend zu Boden; die Finsterniß, die für den Augenblick entstand, vermehrte den allgemeinen Schrecken.

Das fremde Schiff schien einen Theil seines Buges eingebüßt zu haben; verworrenes Geschrei tönte von ihm herüber. Allein es kam schnell von der „Stadt Boston" wieder los und war nach zwei Minuten wie eine Geistererscheinung im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Ein Spanier!" rief der Mann im Ausguck, der zu Boden gestürzt war, aber sich unbeschädigt wieder aufgerichtet hatte. „Ein Spanier! Ich hörte es am Fluchen!"

Von der Mannschaft, wie von den Passagieren der „Stadt Boston" war Niemand ernstlich verletzt worden. Als genügendes Licht herbeigeschafft worden war, konnte man erst den angerichteten Schaden ungefähr übersehen. Ein Stück der Seitenwand war eingedrückt worden, und große Wassermassen ergossen sich durch ein tiefes Loch in das Schiff.

Kapitän Marvin bewährte sich als tüchtiger Führer; er gab ruhig und fest seine Befehle. Offiziere, Zimmerleute und Matrosen waren Stunden lang unausgesetzt thätig, um den Schaden, so gut es ging, auszubessern. Zugleich wurde die Dampfpumpe in Thätigkeit gesetzt und arbeitete mit aller Macht, deren die Maschine fähig war. Es schien zuerst, als ob es gelingen werde, das Schiff über Wasser zu halten.

Wenige der Passagiere vermochten es, wie Hoffberg und der Missionar, ihre Bewegung zu meistern und ein stilles, ernstes Gesicht zu zeigen; die meisten, zumal die Frauen, schrien und jammerten laut. Der tapfere „Oberst" zitterte wie Espenlaub. Rathlos lief Alles durcheinander, fragend, suchend, wehklagend; Viele begannen schon ihre Habseligkeiten zusammenzupacken, als ob das Ende der Reise gekommen sei, bis endlich ein Befehl des Kapitäns dem Wirrwarr ein Ende machte: Jeder hatte seine Koje oder Kabine aufzusuchen und bis auf Weiteres darin zu verbleiben.

Eduard Hoffberg hatte die zitternde Madeleine in die Kajüte geführt, Beide hatten eine kurze Rast genossen und begannen sich dann anzukleiden. Dabei sagte er in ruhigem Tone zu seiner Frau: „Kleide Dich warm an und befestige Alles gut; nimm Deine dauerhaftesten Sachen. Wir wissen nicht, was geschehen wird; vielleicht müssen wir sogar das Schiff verlassen."

„Das Schiff verlassen, Eduard!"

Es lag eine so tiefe Angst in diesen Worten Madeleine's, daß Hoffberg sie in seine Arme schloß und sie küßte. „Sei stark und muthig, Madeleine!" sagte er. „Ich verlasse Dich nicht."

Ein leises Klopfen ertönte an der Thür; der Missionar stand draußen.

„Herr Hoffberg," sagte er leise, „wir dürfen jetzt hinaus. Kommen Sie einen Augenblick mit mir auf das Verdeck."

Der Kaufmann eilte fort. Die Wogen hatten sich glücklicherweise etwas geebnet, doch gingen sie immer noch hoch genug. Der pfeifende Ton des Windes war fast erstorben. Das Frühroth begann langsam, zuerst bleich und zagend, dann immer voller und feuriger über der weiten Wasserwüste emporzudämmern.

„Wir sind gebeten worden," sagte Harms, „kein Aufsehen zu machen, und uns zum Kapitän zu verfügen. Kommen Sie!"

Beide begaben sich nach der Kajüte des Kapitäns, wo sie die Offiziere, die Steuerleute und Ingenieure, den Arzt und ein halbes Dutzend Passagiere versammelt fanden.

„Ich habe Sie zu einer kurzen Besprechung eingeladen," begann der Kapitän, „weil ich es für wünschenswerth halte, daß Alle über die Verhältnisse, wie sie vorliegen, unterrichtet werden; Sie können mich dann in meinen Bestrebungen, Ruhe und Ordnung zu bewahren, desto besser unterstützen.

Die ‚Stadt Boston'," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ist verloren. Darüber können wir uns keiner Täuschung hingeben. Bis jetzt hat uns die Dampfpumpe flott erhalten; aber sie beginnt ihren Dienst zu versagen, denn die Feuer fangen an auszugehen. Das eingedrungene Wasser wird übermächtig, mit Menschenkraft läßt sich das nicht aufhalten. Wir werden jetzt unsere Böller abfeuern, so lange wir Pulver haben," — zur Bestätigung erdröhnte eben ein Schuß — „das Abfeuern von Raketen ist nutzlos, denn es ist Morgen geworden. In zehn Minuten muß das Frühstück, das Rüsten und Bereitsein Aller beendet sein. Die Boote werden flott gemacht. Glücklicher Weise sind nicht zu viel Menschen auf dem Schiffe, es können Alle in den Booten Platz finden. Das Meer hat sich bedeutend beruhigt, und der Wind ist fast ganz still geworden. Jedes Boot erhält einen Kommandeur, Kompaß und etwas Trinkwasser. Sachen können nicht mitgenommen werden. Die Weiber und Kinder steigen zuerst ein, dann die Männer, außer mir. Wer nicht gehorcht, wird erschossen.

Da wir uns nahe der großen Heerstraße zwischen Europa und Amerika befinden ist es anzunehmen, daß die Boote bald bemerkt werden, und daß die Menschen auf einem Schiffe Aufnahme erhalten. Die Boote sind jetzt die einzige Hoffnung. Und nun, meine Herren, Ordnung, Ruhe und promptes Handeln! Kein nutzloses Zögern, die Minuten sind kostbar! Hat noch Jemand etwas zu sagen? — Nein. Dann Gott befohlen und an's Werk!"

Der Kapitän hatte geendet, die Männer verließen das Zimmer.

„Herr Kapitän," sagte der Missionar, der ein wenig zurückgeblieben war, „Sie äußerten vorhin ‚außer mir'. Wollen Sie sich denn ausschließen?"

„Ja," erwiederte der alte Mann ruhig, „ja, ich gehöre zum Schiffe und bleibe auf demselben. Es ist meine Pflicht und mein Platz, komme, was da wolle. Meine Laufbahn ist abgeschlossen."

„Herr Kapitän," sagte Harms, „auch die meine ist es. Ich bleibe bei Ihnen."

Die beiden Männer sahen einander fest in's Auge und schüttelten sich stumm die Hand.

Während Böllerschuß um Böllerschuß erdröhnte, wogte es auf dem Verdecke hin und her, wie ein losgelassener Bienenschwarm. Nach einer Weile erst gelang es, Ordnung zu schaffen, und manchmal nur nach harten Worten oder unter Drohungen. Was die Leute nicht Alles mitnehmen wollten!

Ein Händler erschien mit einer schweren Kassette. „Der Inhalt birgt ein Vermögen," sagte er, „das kann ich doch nicht zurücklassen."

„Wissen Sie was?" sagte der Offizier, an den er sich wehschreiend gewandt hatte, „ich war einmal auf einem Boote im Ocean, wo wir alle Schätze der Welt gern um eine Flasche frischen Wassers gegeben hätten. Der Durst war unbeschreiblich. Aber was rede ich lange: es wird nichts mitgenommen, oder Sie bleiben selber zurück."

Der angebliche Exkommunard schien alle Besinnung verloren zu haben; vor Todesfurcht und aus Liebe zum Leben stieß er Weiber und Kinder zurück, um zuerst an die Strickleiter zu gelangen, die in das Rettungsboot führte. Die wachthabenden Bootsleute nahmen ihn endlich am Kragen und rissen ihn zurück. Der Offizier hielt ihm den Lauf des Revolvers vor und sagte kaltblütig: „Noch einen Schritt, Herr, und ich schieße. Zuerst kommen die Frauen und Kinder — Sie werden das Boot zuletzt besteigen, wenn noch Platz da ist."

Viele hatten auch die Aufforderung, ihr Frühstück zu sich zu nehmen, unbeachtet gelassen und mußten nun hungrig dem Rufe Folge leisten und den ihnen angewiesenen Platz einnehmen.

Der Kapitän stand auf der Kommandobrücke. Ruhig ernst und gemessen rief er seine Befehle hinab.

Frau Madeleine hatte sich fest an ihren Mann gelehnt; es war bestimmt worden, die Beiden sollten im letzten Boote Platz finden.

„Ist es nicht schrecklich, Eduard," sagte sie, „daß wir uns nun diesen winzigen Nußschalen anvertrauen müssen? Ach, ich ängstige mich so sehr! Ich habe einmal gelesen, wie Schiffbrüchige eine ganze Woche lang auf einem Kahne im Meere umherkreuzten. Hunger und Durst wurden endlich so entsetzlich, daß man das Loos warf; der, den es traf, sollte getödtet und verzehrt werden —"

Ihr Mann unterbrach sie.

„Madeleine," sagte er mit leisem Vorwurf

im Ton, „Madeleine, was weidest Du Deine erregte Phantasie an solchen Bildern des Grausens? Leider ist das vorgekommen, aber richte Deinen Blick lieber auf andere Dinge; die Stunde ist ernst genug. Ich denke an unsere Lieben in der fernen Heimath, an meine Kinder. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie weh es mir jetzt thut, daß ich Meta nicht mittheilen kann, wie gern ich ihr verzeihe. Ich wünsche ihr und ihren Kindern wie ihrem Manne alles Glück; ich denke, Walter, der ein gesunder wackerer Mensch ist, wird ihnen weiter helfen. Ich hätte auch ihm oft ein gütigerer Vater sein können!"

„Aber Eduard," fiel Frau Madeleine ein, „Du thust ja gerade, als ob wir die Heimath nicht wiedersehen würden!"

„Wer weiß, was über uns verhängt wird — es hätte auch zwischen uns, Madeleine, noch Manches anders sein können; doch wollen wir der glücklichen Stunden nicht vergessen, die wir zusammen verlebt haben. Ich will nicht sagen, daß ich ein gebrochenes Dasein mit mir herumgeschleppt habe, es wäre das zu viel; aber die Herzensfreudigkeit meiner Jugend ist mir seit Bertha's Tode abhanden gekommen. Ich habe das nie ganz verwinden können, was ich mit ihr erlebte."

Er wurde durch einen Ruf des Kapitäns unterbrochen, der „Abstoßen!" und „Fort!" rief und mit der Hand winkte. Das erste Boot war gefüllt und schickte sich eben an, die „Stadt Boston" ihrem Schicksal zu überlassen.

„Passagiere und Mannschaft für das zweite Boot!" rief der erste Offizier, der an der Brüstung stand und den Akt des Einschiffens sorgsam überwachte.

Der erste Ingenieur kam jetzt auf den Kapitän zugesprungen und flüsterte ihm die Nachricht zu, daß das Wasser im Rumpf des Schiffes in gefahrdrohender Menge wachse.

„Sie müssen sich beeilen, Jones!" rief der Kapitän dem Offizier zu, „so rasch als möglich, und fort! Jede Minute gilt jetzt Menschenleben!"

„Eduard," sagte Madeleine, „sieh' einmal dort! Harms neben unserem Kapitän auf der Brücke!"

Sie hatte das Wort kaum ausgeredet, als sich ein Knistern und Knattern, das von unten her zu kommen schien, bemerklich machte. Das Schiff legte sich etwas auf die Seite.

„Eduard!" rief sie, „verlaß mich nicht!"

Statt aller Antwort drückte er stumm ihre Hand. Der Missionar sprach eben mit lauter, eigenthümlich klingender Stimme, als ob er auf der Kanzel stehe, den Segen. Viele, auch der Kapitän, hatten die Häupter entblößt.

„Und gebe euch seinen Frieden!"

„Macht, daß ihr fortkommt!" rief der Kapitän.

Ein gurgelndes Geräusch kam aus dem Innern des Schiffes, das sich schwerfällig, wie ein verwundetes großes Thier, auf die andere Seite legte. Noch einen Augenblick, und es richtete sich wieder auf und begann sich langsam, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, zu drehen. Die schwellenden, ächzenden, stöhnenden Töne, die aus seinem Bauche drangen, wurden lauter und lauter, und die kreisende Bewegung lebhafter. Immer tiefer tauchte es, immer tiefer, es war, als ob es einen letzten Seufzer ausstoße. Ein lautes Angst- und Wehgeschrei erhob sich — das Schiff war verschwunden — der Ocean hatte es hinabgeschluckt, und mit ihm das Boot, das an der Luvseite gelegen hatte und sich nicht mehr hatte losmachen können.

Ein paar gewaltige Wellenerhebungen wälzten sich von dem Orte weg, wo die „Stadt Boston" gesunken war und faßten das erste Boot, das sich an hundert Schritte weit entfernt hatte. Das schwerbeladene Fahrzeug, das eilends fortstrebte, wurde von dem letzten Wogenberg am Heck getroffen und widerstand dem mächtigen Drucke nicht. Es kenterte.

Ein Knäuel von menschlichen Leibern, die im Wasser plätscherten, ein paar laute, bange Todesrufe, ein fruchtloses, kurzes Ringen! — Viele konnten überhaupt nicht schwimmen; und diejenigen, die sich eine Weile über Wasser hielten, wurden durch ihre schwere Kleidung bald hinabgezogen.

Einem Küchenjungen und zwei Matrosen gelang es, sich an das gekenterte Boot zu klammern und sich auf demselben festzusetzen.

Mit schwerem Flügelschlag flog ein Albatros in weitem Bogen kreisend über die Stätte, wo die „Stadt Boston" gelegen hatte; dann schoß er pfeilgeschwind dem fernen Westen entgegen, als wollte er eine Botschaft bringen von den mehr denn zweihundert Seelen, deren Leiber auf dem großen Friedhof tief unten auf dem Grunde des Meeres lagen.

Der Ocean lächelte so blau und vergnügt, und die Sonne strahlte so goldig herab!

Gegen Abend fuhr ein Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd hart an dem Orte vorüber.

Einer der Mannschaft erblickte das gekenterte Boot; die drei Menschen wurden gerettet. Da das Meer ungewöhnlich ruhig und still geworden war, hielt man an und schaffte die Schiffbrüchigen an Bord Es waren die einzig Ueberlebenden, die Kunde geben konnten von dem grausigen Unglück.

6.

Weder am 23. September noch in den nächstfolgenden Tagen lief von der „Stadt Boston" Nachricht ein, man nahm an, daß widrige Winde die Fahrt verzögert hätten; das Schiff war so wie so als langsam bekannt. Besorgnisse wurden nicht geäußert, da es sich häufig ereignet, daß Oceandampfer um mehrere Tage zu spät kommen.

Allein am 27. September brachte der Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd Nachricht. Noch am Mittag desselben Tages, da er gelandet, veröffentlichten die Blätter Depeschen. Da stand zu lesen: „Großes Schiffsunglück. Der Dampfer ‚Stadt Boston' ist untergegangen; die Ursache war ein Zusammenstoß mit einem anderen, wahrscheinlich einem spanischen Dampfer. Nur zwei Matrosen und ein Küchenjunge, die auf einem gekenterten Boote umhertreibend gefunden wurden, sind gerettet worden. Ueber zweihundert Menschen verloren!"

Und in Hamburger Blättern fand sich darunter die Notiz: „Leider scheint auch ein Hamburger, einer unserer bekanntesten Mitbürger, mit dem Unglücksschiffe untergegangen zu sein: Herr Eduard Hoffberg sen. von der Firma Hoffberg & Reimer, nebst seiner Gemahlin Frau Madeleine Hoffberg, geb. Möhling. Herr Hoffberg war eben von Amerika auf der Rückreise begriffen."

Herr F. W. Reimer stand eben in seinem Allerheiligsten und las eine Privatdepesche, die ihm aus Bremen zugegangen war; der Schlußsatz derselben lautete, der Kapitän des Schnelldampfers habe nach den Aussagen der drei Geretteten mitgetheilt, daß von der „Stadt Boston" Niemand weiter mit dem Leben davongekommen sei. Das zweite Rettungsboot sei mit dem Dampfer gesunken, während es gerade bemannt wurde, und das erste Rettungsboot sei gekentert.

„So ist er todt," bemerkte F. W. Reimer halblaut zu sich selber; eine gewisse Bewegung über das plötzliche, jähe Ende des Mannes, mit dem er so lange Jahre durch geschäftliche Verbindung verknüpft war, konnte er kaum unterdrücken. Allein die aufsteigende Rührung dauerte nur einen kurzen Augenblick. „Jetzt habe ich allein mit dem jungen Manne zu thun," dachte er bei sich, „und es wäre doch wunderbar, wenn ich so oder so mit dem nicht fertig werden sollte. Vielleicht durch Eleonore; es wäre das Einfachste und Sicherste, wenn wir unsere ganzen beiderseitigen Interessen konsolidirten."

Es dauerte nicht lange, und Walter Hoffberg betrat die Geschäftsräume. Die Kommis und Buchhalter warfen ihm mitleidige Blicke zu. „Der arme junge Mensch," tuschelten sie, „ob er es schon weiß?"

„Nun natürlich! Sehen Sie nicht, wie blaß aussieht?"

„Es ist doch schrecklich, den Vater auf solche Weise zu verlieren!"

„Man weiß noch gar nicht recht, wie dies gekommen ist, und ob das andere Schiff sich gerettet hat!"

„Nun ist er alleiniger Erbe des ganzen Hoffberg'schen Vermögens; oder wird die Schwester auch etwas erhalten?"

„Pah, die ist enterbt, wie man sagt. Ich möchte wohl an seiner Stelle sein, trotz des Unglücks!"

„Reichthum schändet nicht, und Armuth macht nicht glücklich."

Und was andere Gemeinplätze und Redensarten mehr waren. —

Walter trat mit festem, sicherem Schritte ein; er war sehr bleich, aber er wußte sich zu beherrschen, seine körperliche und geistige Kraft war auf's Höchste angespannt.

„Guten Tag, Herr Reimer," sagte er in einem entschiedenen Ton, dem man wenig Erregung anmerkte.

„Guten Morgen, mein armer junger Freund!" stieß Herr F. W. Reimer mit Salbung und Rührung hervor und hielt ihm statt jeder weiteren Bemerkung das eben erhaltene Telegramm entgegen. „Es ist gar zu schrecklich!" Er machte einen schwachen Versuch nach dem Schnupftuch zu greifen.

Walter warf einen flüchtigen Blick auf das Telegramm und sagte: „Es ist ziemlich dasselbe, was mir schon heute Morgen gemeldet wurde. Es scheint keine Hoffnung zu sein. Keine mehr."

Er wischte sich wie mechanisch die Stirn ab, obgleich er durchaus nicht schwitzte.

„Und nun einen Augenblick zu den Geschäften. Wie steht es?" fuhr er fort.

„Alles ist geordnet." sagte F. W. Reimer. „Es steht weder besser noch schlimmer, als damals, wo ich Ihnen die erste Mittheilung machte."

(Fortsetzung folgt.)

Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexiko.

(Mit Bild auf Seite 81.)

Unser Bild auf S. 81 führt uns eine Scene aus dem eigenartigen Straßenleben der Stadt Mexiko, Hauptstadt der gleichnamigen Bundesrepublik im südlichsten Theile Nordamerika's, vor Augen. Der Mann ganz im Hintergrunde mit dem Schlauch auf dem Rücken ist ein Aguador oder Wasserträger, welcher an den von den großen Wasserleitungen gespeisten Brunnen das Trinkwasser holt und in die einzelnen Haushaltungen bringt. Von den beiden im Vordergrunde stehenden Gestalten ist das stämmige Weib eine indianische Tortillera oder Verkäuferin von Tortillas, Maismehlkuchen, welche dort zu Lande die Stelle des Brodes versehen. Der Mann neben ihr ist ein Verkäufer jener überall auf dem Lande verfertigten Matten aus Binsen und Stroh, mit denen die hier in den Häusern allgemein üblichen Estriche und steinernen Fußböden belegt werden, um vor der Kälte zu schützen. Diese Straßenhändler

sind durchweg reine Indianer oder Mischlinge; sie kommen Morgens aus den Dörfern zur Stadt und kehren nach Verkauf ihrer Waaren am Abend wieder dahin zurück.

Im Hinterhalt.

(Mit Abbildung.)

Wohl in manchem unserer Leser wird die untenstehend dargestellte Scene Erinnerungen an die fröhliche Jugend- und Schulzeit wachrufen. Die drei jungen Kämpen auf unserem Bilde haben sich gleich den Stammesgenossen des letzten Mohikaners in einen Hinterhalt gelegt, um die Gegenpartei zu überfallen, und harren nun mit lebhafter Spannung und kaum zu zügelnder Streitbegier auf das Nahen der Feinde. Sobald die ahnungslosen Gegner die verhängnißvolle Ecke passiren wollen, werden die Drei mit hellem Kriegsrufe über sie herfallen, und das sich dann entwickelnde lustige Handgemenge muß die Entscheidung bringen, welche Partei für diesmal das Spiel gewonnen hat.

Der Föhren-Prozessionsspinner in den südlichen Alpen Tirols.

(Mit Bild auf Seite 85.)

Zu den Waldverwüstern, welche gleich der jüngst vielgenannten Nonne ganze Forsten verheeren, gehört auch die in den südlichen Alpen Tirols bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere vorkommende Raupe des Föhren- oder Pinien-Prozessionsspinners. Diese auf Skizze 2 S. 85 dargestellte Raupe kommt Mitte April oder Anfangs Mai aus den Eiern, die das Weibchen des auf derselben Skizze zu findenden Schmetterlings im Sommer zuvor in Häufchen von 150 bis 300 Stück der Rinde eines Föhrenstammes anklebte. Alsbald beginnen die Raupen ihr Zerstörungswerk, so daß bald eine Föhre oder Pinie nach der andern kahl dasteht. Sie bewegen sich dabei in langen Zügen (Skizze 3) und kehren ebeso zu ihrem Standort zurück, wo sie dichtgedrängt neben und aufeinander sitzen, überzogen von Gespinnstfäden (Skizze 1). Von den Gemeinden werden stets Leute zur Vertilgung dieser Gespinnstballen aufgeboten. Sie bewaffnen sich mit langen Stangen, an deren Ende Messer oder scharfe Haken angebracht sind und schneiden damit (Skizze 4) die Ballen von den Bäumen, bringen sie mit Heugabeln vorsichtig in einen Haufen und verbrennen sie (Skizze 5). Die diesem Vertilgungswerke entgangenen Raupen verpuppen sich, um Anfangs Juni als Schmetterlinge wieder zum Vorschein zu kommen; das Weibchen legt dann, wie oben erwähnt, seine Eier, und im nächsten Jahre beginnt derselbe Kreislauf auf's Neue.

Glück auf!

Erzählung aus dem Bergmannsleben.

Von **A. O. Klaußmann.**

1.

Vierzig Menschen im Bergwerk verschüttet! Vierzig Menschen, die mit allem Denken und Fühlen am Leben hängen! Vierzig Menschen lebendig begraben, dem Untergange preisgegeben!



Im Hinterhalt.

Die Bohrmeißel knirschen im Gestein, Schlägel und Eisen schmettern klingend nieder auf die Wand, die das Leben vom Tode scheidet. Mit der Kraft der Verzweiflung werden die Keilhauen geschwungen und tiefe, schmale Rinnen reißen sie in den Sandstein. Krachend bricht das Dynamit hier ein Stück Felswand zusammen; auf's Neue wühlen sich die Bohrmeißel in den Felsen, und wenn die Hände, die sie schwingen, ermattet niedersinken, dann greifen frische Hände zu, um das Werk fortzuführen, das Werk der Rettung der Kameraden, die hier eingeschlossen, verschüttet sind, dreihundert Fuß tief unter der Erde.

Von einem verlassenen Stollen her war das schwimmende Gebirge *) durchgebrochen, plötzlich Alles erstickend, Alles in seinen schlammigen Fluthen begrabend, was nicht Rettung finden konnte in eiliger Flucht vor dem ärgsten tückischen Feinde des Bergmannes.

Der Zugang zum Hauptschacht war versperrt, die gelblichen Schlammmassen hatten sich bis zur Grundstrecke vorgeschoben und verhinderten so den direkten Ausweg aus dem Stollen, in dem die vierzig Bergleute eingeschlossen waren. Es war indeß jedenfalls anzunehmen, daß diese noch lebten. Sie hatten sich ohne Zweifel nach dem Oberflötz flüchten können, von dort aber gab es für sie keinen Ausgang. Von einer Strecke des östlichen Oberflötzes wurde nun eine neue Strecke nach der Gallerie durchgebrochen, in die sich die Verunglückten wahrscheinlich gerettet hatten.

Während so unten im Schoße der Erde bangende Menschen den Geistern der Tiefe die Opfer wieder abzuringen suchten, durchzitterte die Menschen, die um den Ausgang des Schachtes über Tage versammelt waren, Angst und Schrecken, Hoffnung und Verzweiflung.

An der Rettungsstelle dröhnen die Schüsse weiter, unter deren Gekrach die spröde Steinwand stückweise zusammenbricht, klingt das Gezähe **), das nimmermüde Hände schwingen. Tiefer und tiefer wühlen sich die Bergleute in das Gestein hinein, sich gegenseitig anfeuernd durch Zurufe, angetrieben durch die aufmunternden Worte der Beamten, die das Rettungswerk überwachen. Einen Augenblick ruhen wieder Bohrer und Keilhaue, weil frische Hände die Ermüdeten ablösen. Da schreit einer der Arbeiter auf und deutet nach der Steinwand. Der Athem stockt bei Allen, die vor Ort sich befinden.

*) Schlammige Wasser die in Höhlungen des festen Gesteins eingeschlossen liegen, und deren Vorhandensein vor ihrem Durchbrechen durch kein besonderes Anzeichen zu erkennen ist, daher die verheerenden Wirkungen.

**) Die Bergmannshaue.



Der Föhren-Prozessionsspinner in den südlichen Alpen Tirols. (S. 84)

1. Gespinnstballen von Raupen des Föhren-Prozessionsspinners. 2. Raupe und Schmetterling des Föhren-Prozessionsspinners. 3. Ein Zug von Raupen. 4. Das Abschneiden der Gespinnstballen. 5. Das Verbrennen der Gespinnstballen.

Das Ohr preßt sich an den kalten Stein. Kein Athemzug regt sich.

Nein, es ist keine Täuschung! Die Eingeschlossenen leben, sie haben es vernommen, daß man an ihrer Rettung an dieser Stelle arbeitet, sie arbeiten von jenseits den Befreiern entgegen.

„Sie leben! Sie leben!“

Durch die Strecken pflanzt sich der Jubelruf fort bis zur Sohle des Schachtes, durch das Sprachrohr fliegt die Kunde hinauf zu den Harrenden, zu den geängstigten, gepeinigten Menschen, die oben Stunden lang auf Nachricht geharrt, sich in Hangen und Bangen verzehrt haben.

Die Verschütteten, die Eingeschlossenen sind gerettet, doch nur sechsunddreißig sollen das Tageslicht wieder sehen. Vier von ihnen sind verloren, sind von den durchbrechenden Wassern des schwimmenden Gebirges überrascht worden.

Unter den Frauen, die stumm und mit fieberhaft glänzenden Augen die Ausfahrt der Geretteten beobachten, befindet sich ein junges Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre, deren todtenbleiches Gesicht Mitleid und Theilnahme bei jedem Beschauer erregen muß. Die Beamten, welche sich über Tage befanden, haben sich ihr hin und wieder, während die Rettungsarbeiten noch unten im Gange waren, genähert, um ihr ein Wort des Trostes oder der Hoffnung zuzusprechen. Sie hat diesen Trostesworten gelauscht, ohne mit einer Muskel ihres Gesichtes zu zucken. Sie hörte anscheinend den Klang der Worte, aber sie verstand ihren Inhalt nicht. Fast ehrerbietig sind vor ihrem Schmerz die anderen Frauen zurückgewichen und haben ihr Platz gemacht vorn unmittelbar an der Hängebank, wo die Geretteten dem Schacht entsteigen. Sie Alle wissen, daß Marie Werner die Verlobte des jungen Steigers Schrader ist, der mit zu den Verschütteten im Bergwerk gehört. Die meisten der Leute, die da unten in der Arbeiterkolonie oder in den benachbarten Dörfern wohnen, kennen die Geschichte dieses Mädchens, welche traurig und so sehr bezeichnend ist für das Familienleben eines Bergmanns.

Ihr Vater war ein Unterbeamter gewesen, der durch ein ähnliches Grubenunglück, wie das heutige, sein Leben verlor. Zwei ältere Brüder hatte sie noch, welche zusammen die kleine Marie erzogen, und diese beiden Brüder waren vor kaum einem Jahre rasch hintereinander gestorben, der eine durch einen Sturz in den Schacht, der andere durch eine Dynamitexplosion, die durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters im Bergwerk entstand und zwanzig Menschen das Leben kostete. Man wußte, daß die Verlassene einen Beschützer und Helfer in der Noth gefunden hatte in dem Steiger Schrader, auf den die zur Jungfrau herangereifte Marie einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Man fand es ganz selbstverständlich, daß sich das junge Mädchen dem stattlichen Manne verlobte, der sich allgemeiner Achtung erfreute. Und nun sollte auch diese letzte Zuflucht ihr entrissen werden! —

Der Letzte der Geretteten ist dem Schacht entstiegen und in die Arme seiner weinenden, durch das Warten auf das Höchste aufgeregten Angehörigen gesunken.

Vier Frauen knieen noch, Gebete murmelnd, neben der Schachtöffnung: Marie Werner, die Braut des Steigers, und die Frauen der drei Bergleute, die mit ihm zusammen nach der Unglücksstelle vorgedrungen waren und dabei ihren Tod gefunden haben.

2.

Marie Werner ist nach der bescheidenen Wohnung zurückgekehrt, welche sie in einem kleinen Häuschen am Ausgange der Arbeiterkolonie inne hat. Seit dem Tode ihrer Brüder bewohnt sie noch die Hälfte des Erdgeschosses in jenem kleinen Hause, auf dessen anderer Seite ein alter pensionirter Unterbeamter mit seiner Schwester haust. Diese beiden alten Leute haben in ihrem Leben genug des Schrecklichen und Entsetzlichen gesehen, sie sind fast abgestumpft gegen Unglücksfälle, gegen Herzeleid, das anderen Leuten begegnet. Und doch sind sie jetzt tief erschüttert über das Unglück, das ihre arme, vom Schicksal verfolgte Hausgenossin betroffen hat. Sie sind ja miterlebende Zeugen aller der Verluste gewesen, die dieses verlassene Kind in den letzten Jahren ereilt haben.

Thränenlos sitzt Marie in der kleinen Stube am Fenster und starrt in die schweigende Mondnacht hinaus. Die Scheibe des mehr und mehr aufsteigenden Nachtgestirnes beleuchtet die Ebene da draußen, die saatenbestandenen Felder. Ein Frühlingsabend lagert über der Gegend, so friedlich, so still, als wäre niemals Schrecken und Entsetzen über die Bewohner dieses Landstrichs hereingebrochen. Der sanft wehende Abendwind bringt von den Häusern der Arbeiterkolonie hin und wieder abgerissene Töne von Liedern herüber. In den meisten der Arbeiterwohnungen sind dort die Familien mit den Geretteten zusammen, um eine Art einfachen Gottesdienstes abzuhalten, ihrer Freude und ihrem Dank Ausdruck zu geben.

Marie Werner ist allein. Sie ist allein in dem Raum, in welchem sie die schmerzensreichsten Tage erlebt, und in dem wiederum das bescheidene Glück ihrer Liebe ihr erblühte. Dort auf dem Stuhl an dem Fenster saß noch vor vierundzwanzig Stunden ihr Bräutigam, der mit jener Hoffnungsfreudigkeit, die alle Liebenden erfüllt, mit ihr die Einrichtung ihres bescheidenen Haushaltes besprach, den sie in den allernächsten Wochen begründen wollten.

Die Unglückliche fühlt einen Erstickungsanfall. Es dünkt ihr, als verwandle sich die Luft, die sie athmet, in einen dichten Nebel, während doch nur das in rasender Eile durch ihre Adern sausende Blut dieses Angstgefühl herbeiführt. Sich aufraffend geht sie zur Thür hinaus und in's Freie. Sie eilt dahin, so rasch sie ihre Füße tragen wollen, sie weiß nicht, warum, nur frische Luft will sie haben, nur freie Bewegung, um den unerträglichen Druck los zu werden, der auf ihr liegt. Weiter eilt sie, immer weiter, bis ihr Fuß wankt und sie fühlt, wie ihre Kräfte sie verlassen und ihre Kniee zusammenbrechen ...

Ein Gefühl der Kälte an ihrer Stirn weckt sie. Wie im Traume findet sie sich einigermaßen zurecht und entdeckt, daß ihre Stirn an einer der weiten eisernen Röhren ruht, die hier und da von der Erdoberfläche bis tief in das Innere des Bergwerkes hineingelassen sind, um die Wetterführung d. h. die Zuströmung frischer atmosphärischer Luft und das Entweichen der Grubengase aus dem Bergwerk zu ermöglichen.

An einem dieser Luftschornsteine ist die Unglückliche zusammengebrochen. Wie wohlthätig kühlt das kalte Eisen die fieberheiße Stirn, selbst die halb Bewußtlose empfindet, daß diese Kühlung das Blut beruhigt, das durch die Adern jagt und in ihren Ohren Töne entstehen läßt, die wie Rauschen und Brausen klingen. Wie fernes Glockengeläut klingt dieses Jagen des eigenen Blutes, und in wechselnder Tonfolge wie ein langgezogener Hilferuf aus weiter, weiter Ferne.

Ja, es klingt wahrhaftig wie ein Hilferuf aus weiter, weiter Ferne! Nur die durch das Fieber zur höchsten Aufnahmefähigkeit gesteigerten Sinne der Kranken vermögen wohl diesen Ruf zu vernehmen.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt ihren Körper plötzlich ein Gedanke. Marie richtet sich auf, weil blitzartig das Bewußtsein ihr wiederkehrt. Sie umklammert die Röhre mit ihren Armen. Ihr Ohr legt sich an die dünne Wand von Eisenblech.

Klingt es da nicht abermals wie ein langgezogener Wehruf? Das sind die Verschütteten, die noch leben!

Alle Müdigkeit scheint aus ihren Gliedern geschwunden. Sie stürzt davon, Hilfe herbeizuholen. Sie eilt quer über die Felder, nicht achtend der Steine, an die ihr Fuß stößt, nicht des Buschwerks, das ihre Kleider zerreißt und ihre Hände peitscht; sie achtet nicht des Blutes, das von ihrer Stirn tröpfelt, die im Fallen auf einen spitzen Stein aufschlug. Vor Erregung dem Wahnsinn nahe eilt sie weiter, dorthin, wo die dunklen Gebäude des Hauptbergwerks liegen, in denen sich die Maschinen für die Wasserhaltung und die Grubenförderung befinden.

In wildem Läuten ertönt bald darauf die Bergwerksglocke, die um diese Zeit nur Kunde geben kann von einer Feuersbrunst oder von einem neuen Unglück.

Dort unten in der Arbeiterkolonie wird es lebendig. Aus dem Beamtenhause, das sich abseits von den Bergwerksgebäuden auf einem kleinen Hügel befindet, kommen Menschen herbeigeeilt und finden das Mädchen im Kampfe mit dem alten invaliden Grubenwächter, der vergeblich die sich Sträubende von der Glocke fortzureißen sich bemüht.

Innerhalb weniger Minuten sind Hunderte von Menschen angesammelt, welche schweigend die ohnmächtig gewordene Marie umstehen. Man glaubt allgemein, daß Wahnsinn sie befallen habe vor Schreck und Schmerz, und nicht einer der Männer und Frauen, die entsetzt auf das Alarmzeichen herbeigeeilt sind, findet etwas Unverständliches darin, daß das neue Unglück die Arme um den Verstand gebracht hat.

Jetzt schlägt sie die Augen auf und mit äußerster Kraftanstrengung rafft sie sich empor.

„Sie leben!“ schreit sie gellend. „Sie leben! Sie müssen gerettet werden!“

Entsetzt weicht Alles zurück vor der Wahnsinnigen.

„Hilfe! Ihr Männer!“ schreit sie. „Rettet eure Kameraden! Rettet meinen Bräutigam! Dort unten an dem Luftschornstein könnt ihr ihre Hilferufe hören. Rettet sie!“

3.

Als das donnerartige Krachen des ersten Einbruches von schwimmendem Gebirge durch die Gänge und Gallerien des Bergwerks hallte, gehörte der junge Steiger Fritz Schrader zu den Ersten, die ihre Geistesgegenwart wiedergewannen und die in den Gängen und Strecken befindlichen Bergleute zu Muth und Thatkraft aufriefen. Er war der Erste, der seine durch den Luftdruck verlöschte Lampe wieder anzündete, der sich davon überzeugte, daß die Grundstrecke noch frei und gangbar und vor Allem der Wassersumpf, aus welchem die überirdischen großen Dampfmaschinen die unterirdischen Wasser zogen und pumpten, noch nicht von dem schwimmenden Gebirge erreicht sei.

Mit kurzen Worten wendete er sich dann an die Belegschaft und forderte Freiwillige auf, ihm zu folgen, damit man einen gesicherten Ueberblick über das Unglück gewinnen und dagegen Maßregeln treffen könne. Drei der bewährtesten und ältesten Häuer folgten ihm. Ohne Rücksicht auf die Gefahr, die ihnen drohte, drang Schrader mit ihnen bis zum Ende der Grundstrecke und dann in das Oberflötz hinauf vor. Doch je höher sie kamen, desto stärker rieselte ihnen das Wasser, ge-

mischt mit gelbgrünem Schlamm, entgegen, für Schrader das charakteristische Zeichen, daß schwimmendes Gebirge in das Bergwerk eingedrungen sei.

Vorsichtiger als bisher schritt er seinen drei Begleitern voran und eben bog er mit ihnen in eine Seitenstrecke ein, als ein erneutes furchtbares Krachen, ein neuer Einsturz das Bergwerk erbeben ließ und die vier Männer zu Boden warf.

Der zweite Einbruch, größer und schrecklicher als der erste, war erfolgt.

Aus seiner Betäubung, über deren Zeitdauer er sich wenig Rechenschaft geben konnte, erwachte Schrader mit dem Gefühl, unverletzt zu sein. Seine Hand suchte nach der Lampe, die ihm entfallen war. Die Streichhölzchen fingen Feuer, und als der Docht erst mit heller Flamme brannte, sah Schrader um sich die drei Bergleute liegen, von denen zwei durch den grellen Lichtschein bald aus ihrer Betäubung geweckt wurden. Auch der dritte schlug die Augen auf, stieß aber Schmerzenslaute aus, denn er war so unglücklich gefallen, daß er sich eine Verletzung des Beines zugezogen hatte.

Wo befanden sich die Unglücklichen? Was war geschehen? Gab es für sie einen Ausweg?

Dem sachkundigen Blicke Schrader's wurde schon nach kurzer Untersuchung der Umgebung die Lage vollständig klar. Der zweite Durchbruch war erfolgt, als sie gerade in die Nebenstrecke eingebogen waren, und das von der Firste herabbrechende Gestein hatte einen eigenen, sicheren Schutzwall zwischen den Schlammmassen des schwimmenden Gebirges und der Strecke gebildet, in welcher sich die vier Bergleute befanden. Nur der Luftdruck und die furchtbare Erschütterung hatten Schrader mit seinen Leuten zu Boden geworfen und betäubt.

Gab es aber einen Ausweg aus der schmalen Seitenstrecke, in der sich die vier Menschen hier in der Tiefe befanden?

Schrader hatte das sogenannte Grubenbild, d. h. einen Grundriß auf Pauspapier, in seinem Notizbuch, auf welchem auch die Lage der verschiedenen Strecken, das Fortschreiten des Abbaues im Steinkohlenflötz und die Lage der Grundstrecke genau verzeichnet waren. Er nahm diesen Plan zur Hand, und während die zwei unverletzten Bergleute mit ihren Lampen leuchteten, suchte er im Grundriß die Stelle, an welcher sie sich befanden. Schon nach kurzer Zeit wußten die Verschütteten, daß sie vorläufig nichts zu befürchten hatten, wenn nicht noch ein neuer Durchbruch schwimmenden Gebirges stattfand. Sie erfuhren ferner, daß sie frei sich bewegen konnten in einem System von sich kreuzenden Gängen und Strecken, daß es aber aus diesem Theile des Grubenfeldes nach der Oberfläche keinen Ausweg gab. Wollten sie das Bergwerk verlassen, so hätte das nur nach der Richtung hin geschehen können, wo die großen Massen des durchgebrochenen schwimmenden Gebirges jeden Ausweg versperrten.

Schrader setzte sich auf dem feuchten Boden mit den Leuten nieder, denen er die Lampen zu verlöschen befahl, damit stets nur eine brenne und an Leuchtmaterial gespart würde....

Der Schlaf übermannte nach der Aufregung, welche ja stets Müdigkeit zu erzeugen pflegt, auch die vier Verschütteten. Sie wurden wahrlich nicht in ihrem Schlummer gestört, denn das leise Tropfen und Rieseln des Wassers vom Gestein verursachte ein beinahe einschläferndes Geräusch, und sonst umgab Todtenstille die Eingeschlossenen, bis zu denen nicht einmal das Krachen der Dynamitschüsse drang, die an der Stelle gelöst wurden, wo man für die anderen sechsunddreißig Verschütteten einen Ausweg schaffte.

Aus dem Schlafe erwachte zuerst Fritz Schrader, und es bedurfte einiger Minuten, bevor er sich besann, wo er war und welches die Lage sei, in der er sich befand. Als er aber eine Zeit lang in sitzender Stellung verharrte, schien es ihm, als streife ein Luftzug an seinem Kopfe vorbei; er machte Licht und hielt auch die Flamme vorsichtig in dieselbe Höhe, um sich zu überzeugen, daß in der That ein Ausströmen der in der Grube befindlichen Luft stattfinde. Neugierig folgte er dieser Luftströmung, um nach einiger Zeit zu entdecken, daß einer der eisernen Luftschornsteine, die von der Erdoberfläche in die Grube führten, dicht an der Stelle mündete, wo die Verschütteten ihre Lagerstatte aufgeschlagen hatten.

Wie wenig bedeutete diese neue Entdeckung für die armen Verschütteten, und doch, welche Freude erfüllte sie bei dem Gedanken, daß es durch diese Röhre gewissermaßen wieder eine Verbindung mit der Erdoberfläche gab. Ein bedrohlicher Uebelstand war dadurch gänzlich beseitigt, der Mangel an frischer Luft.

Bei ruhigem Ueberlegen stellte sich heraus, daß dieser Vortheil aber auch der einzige sei, den die Entdeckung der Luftröhre für die Verschütteten brachte. Durch sie eine Verbindung mit der Erdoberfläche herzustellen war unmöglich. Aus dem „Grubenbilde" überzeugte sich Schrader, daß die Mündung der Röhre oben mitten auf freiem Felde lag. Wie war wohl anzunehmen, daß Jemand an diese Mündung käme, um zu hören, daß da unten um Hilfe geschrien wurde?

Und doch ließen die Unglücklichen nicht ab, abwechselnd so lange zu schreien, bis sie vor Heiserkeit nicht mehr einen Ton hervorbringen konnten. Selbst der Verletzte ließ sich unter die Mündung der Röhre niederlegen und versuchte die Kraft seiner Stimme.

Stunden lang hatte dieses vergebliche Hilferufen gewährt, und Schrader forderte die Leute auf, sich nicht unnöthig durch das anhaltende Schreien anzustrengen.

Da, was war das? Klang nicht aus der Röhre heraus ein Ton wie ein Ruf? Fritz Schrader schrie auf und deutete nach oben. Ein Wink seiner Hand ließ die Genossen den Athem anhalten und in lautloser Spannung horchten sie, wie aus dem, einem Schallrohr ähnlich wirkenden unteren Röhrenende ziemlich deutlich der Ruf: „Halloh! Halloh!" erklang.

Wie die Verschütteten aufschrien vor Jubel und sich in die Arme sanken unter Thränen der Freude und des Glücks! Das war ein Ruf von oben her! Aber welches Mittel hatten sie, um sich in Verbindung zu setzen mit den Rettern auf der Oberfläche?

Doch nur Geduld! Ein eigenthümliches Klappern ertönt innerhalb der Röhrenwand, und nach einigen Minuten langen Harrens kommt ein Stein herab, der an das Ende einer dünnen, aber außerordentlich festen Meßleine gebunden ist. An diesem Stein ist ein Zettel befestigt, auf welchem mit flüchtiger Hand mit Bleistift geschrieben steht: „Lebt ihr? Gebt ein Zeichen!"

Im nächsten Augenblick hat Fritz Schrader aus seinem Notizbuch ein Blatt gerissen und darauf geschrieben: „Wir leben Alle! Rettet uns! Fritz Schrader."

Dann befestigt er den Zettel an dem Stein und zieht energisch an dem unteren Ende der Leine, damit man oben das Zucken bemerke.

In der That hat man oben dieses Zeichen bemerkt und zieht den Stein mit dem Zettel wieder empor. Die Verbindung zwischen der Erdoberfläche und den Verschütteten ist hergestellt.

Zum zweiten Male läutet die Grubenglocke und ruft sämmtliche Arbeiter nach dem Bergwerk, während reitende Boten nach den anderen Bergwerken der Umgegend gesandt werden, um Hilfe an Menschen, an Kompressionspumpen für die Lufterneuerung, an Taucherapparaten u. s. w. herbeizuschaffen, damit die Rettungsarbeiten mit aller Kraft aufgenommen werden können.

Nach sechs Tagen unermüdlichster, ausdauerndster Arbeit ist das Rettungswerk gelungen. Etwas bleich von dem langen Aufenthalt unter der Erde, entsteigen die vier Geretteten ihrem Grabe, und selbst der Verletzte hat sich so weit erholt, daß er, gestützt von seiner Frau, vom Schacht bis nach Hause humpeln kann.

An das Krankenbett Mariens, die im Nervenfieber rast, eilt der junge Steiger, und bald, wenn auch für seine Ungeduld viel zu spät, kommt der Tag der Freude, an welchem die Bewußtlose die Augen aufschlägt und mit glückseligem Lächeln den Geliebten neben sich sieht. Es kommt der Tag, wo sie zum ersten Mal wieder ihre Hände um seinen Nacken schlingt und ihn küßt, während ihr Herz zittert vor Glück in dem Bewußtsein, daß sie zur Retterin des Geliebten geworden ist.

Dann kommt endlich auch der Tag, wo die Beamten und Arbeiter des ganzen Bergwerks sich zu der Hochzeit Schrader's mit Marie rüsten, ein Fest, an dem sie theilnehmen, nicht nur, um mit der Gala-Uniform, mit Musik und Fahnen zu paradiren, sondern um dem glücklichen jungen Paare ihre herzliche Theilnahme zu bezeugen.

Wie donnert es durch die Luft weithin, als das junge Paar Hand in Hand aus der Kirche schreitet, wie braust es empor aus tausend Kehlen zum lachenden Himmel, der schöne Bergmannsruf:

Glück auf! Glück auf!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

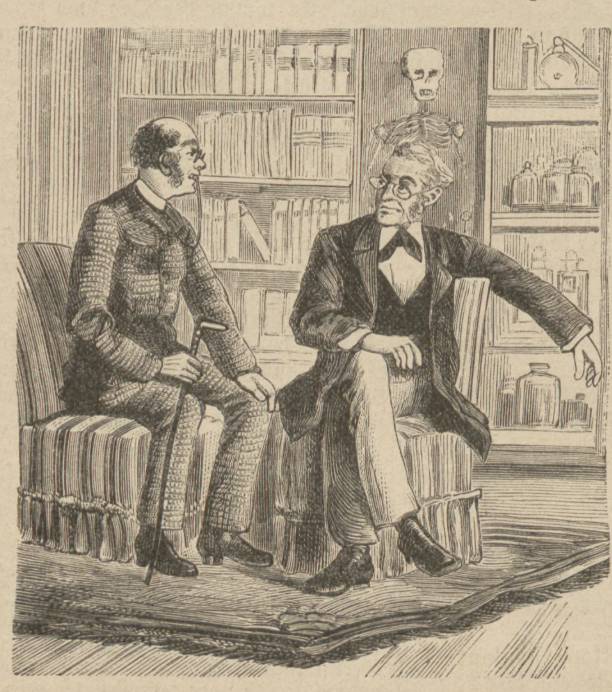
Eine zoologische Merkwürdigkeit. — Anfangs der dreißiger Jahre schickte die französische Regierung eine Kommission von Gelehrten nach dem eroberten Algier, um dort naturwissenschaftliche und andere Forschungen anzustellen, bei welchen Bemühungen sie nach ihrer Ankunft und dem Beginne ihrer eifrigen Thätigkeit von den „Zephyren" bestens unterstützt wurde. Mit solchem Spitznamen wurden nämlich die Soldaten eines Strafregiments benannt, das aus den durchtriebensten Schelmen der französischen Armee bestand, darunter viele Schwindler, die schon auf dem Pariser Straßenpflaster die originellsten Industrien betrieben haben mochten, bis es ihnen zu heiß geworden, und man sie zur Strafe nach dem noch heißeren Afrika sandte. Zu dem Zoologen der erwähnten Kommission kam eines Tages ein Zephyr mit einem Käfig, worin sich ein kleines schwarzes Thier munter bewegte. Es war eine Ratte, wie man bis dahin noch nie eine gesehen hatte, mit einem beweglichen Rüssel auf der Nase, der sich ungefähr auf derselben Stelle befand, wo das Rhinoceros sein Horn trägt. Abgesehen von dieser Abnormität glich sie einer gewöhnlichen Ratte. Der Gelehrte war ganz außer sich über die neue Entdeckung auf dem Gebiete der Zoologie und zahlte mit Freuden und ohne Weiteres für die „Rüsselratte" hundert Franken, den geforderten hohen Preis, da, wie der Zephyr versicherte, diese Spezies nur sehr selten vorkomme und schwer zu fangen sei; alsdann machte der brave Professor sich daran, eine wissenschaftliche Abhandlung über die neuentdeckte zoologische Merkwürdigkeit zu schreiben, welche, sobald sie veröffentlicht war, in der That das lebhafteste Interesse der europäischen Naturforscher erregte und eine Unzahl von Streitschriften zur Folge hatte. Nach drei Wochen brachte der Zephyr ein zweites Exemplar und empfing dafür abermals hundert Franken. Und man wünschte noch mehrere zu erwerben für die zoologische Abtheilung des Pflanzengartens in Paris. Bald darauf aber wurden die Rüsselratten so auffallend häufig der Kommission gebracht, daß der Preis auf 25 Franken sank. Endlich kam das Geheimniß an den Tag. Bei der großen Nachfrage hatte der geriebene Zephyr das Geschäft nicht allein mehr bestreiten können und einige Kameraden als Mitarbeiter angenommen. Einer

derselben machte in der Weinlaune unvorsichtige Aeußerungen und enthüllte dadurch den wahren Zusammenhang. Die Rüsselratte war nicht natürlich, sondern künstlich präparirt, und zwar auf folgende Weise: Es wurde einer Ratte das Schwanzende abgeschnitten und dasselbe ganz frisch auf die okulirte Nase einer andern Ratte gepfropft und mit Gummiharz befestigt, etwa wie ein Gärtner ein Edelreis auf einen Wildling zu pfropfen pflegt. Nöthig war es dann, das Thier wie ein Wickelkind so einzuwickeln, daß es sich nicht rühren, wenigstens nicht den Verband verrücken konnte, und es während einiger Zeit sorglich zu pflegen. Nach vierzehn Tagen war das Kunststück fertig, und das „Propfreis" mit der okulirten Rattennase völlig verwachsen. Das Thierchen lief dann so munter umher wie zuvor, und empfand anscheinend nicht die mindeste Unbequemlichkeit. Dieser dreiste Schwindel wurde damals viel belacht auf Unkosten der wissenschaftlichen Kommission, welche sich dadurch hatte täuschen lassen. [Felix Lilla.]

Todtenbestattung in Tibet. — Bekannt sind die „schweigenden Thürme" der Parsen, auf welche sie ihre Todten bringen, damit der unreine Leichnam nicht mit der heiligen Erde in Berührung komme, worauf dann, wie dies in Bombay der Fall ist, die auf den umstehenden Bäumen lauernden Geier sich sogleich auf die Leichen stürzen und bald nichts als das bleichende Skelett zurücklassen. Auch in Tibet wird der Leichnam nicht in die Mutter Erde gebettet. Hier gibt es drei Arten von Todtenbestattung, die uns mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, doch auch hier mit der religiösen Weltanschauung der Tibetaner zusammenhängen. Den Leichen der Armen bindet man einen schweren Stein um den Hals und schleudert sie von den Höhen in die Schlucht eines dahinbrausenden Wildbachs. Die Leichen der Reichen hängt man an Bäume und überläßt sie Raben und Geiern zum Fraße; die Leichen der Fürsten aber zerstückt man in ganz kleine Theile, zerstampft die Knochen und trägt sie so auf die Gipfel der hohen Berge des Landes, damit sie hier den Raubthieren als Speise dienen. [Fr.]

Eine Spinne als Retterin des großen Friedrich von Preußen. — Neben dem Schlafgemache Friedrich's II. in Sanssouci liegt das Frühstückszimmer, das eine seltsame Deckendekoration besitzt. Dort ist eine große Spinne in ihrem Netze gemalt. Der Grund dazu ist in folgendem Ereignisse, das wenig bekannt ist, zu finden. Noch ehe Sanssouci ganz vollendet war, wurde es von dem König schon bezogen, der am dritten Morgen zur gewohnten Zeit das Frühstückszimmer betrat, wo seine Chokolade ihm servirt war. Ehe er diese jedoch genoß, verließ er das Gemach wieder, weil er einen Gegenstand in seinem Schlafzimmer vergessen hatte. Als er mit diesem wieder zurückkehrte, sah er, wie eine Spinne von der Decke in die Chokolade gefallen war. Ihm verging der Appetit, er stellte die Tasse zur Seite und rief nach einer anderen. Ehe dies ihm gebracht wurde, hörte man einen Pistolenschuß fallen. Der Koch hatte sich erschossen. Die Chokolade war nämlich, wie sich sofort herausstellte, von ihm, um den König zu tödten, vergiftet worden, und er hatte sich entdeckt geglaubt. Friedrich II. ließ hierauf die Decke malen, wie sie jetzt ist. [W. G.]

Humoristisches.



Aufrichtige Bewunderung.

Arzt: O, es gibt höchst langwierige Fälle! Ich behandle zum Beispiel einen Patienten schon zwölf Jahre!

Spötter: Na, der muß wirklich eine Riesennatur haben!



Ein Citat.

Frau: Ach, Mann! fühlst Du denn gar nichts bei dem Gedanken, in unserer 10jährigen Ehe alljährlich 1000—1200 Mark nur allein für Dich im Wirthshaus ausgegeben zu haben?

Mann: Gewiß — das stolze Bewußtsein, mir sagen zu können: Ich habe nicht umsonst gelebt!

Kritik. — Ein Dichterling überreichte Heinrich Heine ein von ihm verfaßtes Gedicht, um dessen Meinung darüber zu hören, und schloß pathetisch mit den Worten: „Uebrigens habe ich noch mehr Eisen im Feuer."

Der Dichter durchblätterte das Manuskript und sagte: „So? Nun, wenn das ist, so rathe ich Ihnen, legen Sie diese Verse auch zu Ihrem übrigen Eisen in's Feuer." [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 10:
Ein Tag gut angewendet, wiegt ein Menschenalter auf.

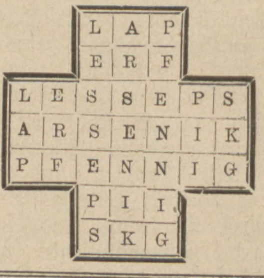
Charade.

Ich sitze gemüthlich am Felsenrand
Und sehe die Erste glänzen;
Wie rings die Wellen den Ufersand
Mit der schneeigen Zweiten umkränzen!
Wie glänzt mein Kopf, aus dem Ganzen gemacht,
Er ist gar lieb mir und theuer!
In seinem Innern hab' ich entfacht
Ein heimliches glimmendes Feuer.

[Ferdinand Müller.]

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Kreuz-Räthsels in Nr. 10:



Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.